

Für unsere Kinder

Nr. 20 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Im Gewitter. Von K. R. Tanner. (Gedicht.) — Vorderhaus und Hinterhaus. Von Jürgen Brand. — Tod in Aehren. Von Detlev v. Villencron. — Das Leben auf einer einsamen Insel. — Vom kleinen Juffess. Von Ella Wierzbijki. — Das Unkraut. Von Karl Ewald. — Königslerze. Von Joh. Trojan. (Gedicht.)

Im Gewitter.

Von K. R. Tanner.

Die Schwalben fliegen bang und tief
Auf nächtlich düstern Gründen hin,
Ein Regenschauer brauset schief
Durchs Land daher; das Licht entschlies.

Ich aber, schauend, hoffe gar:
Den Schmerz besiegt der feste Sinn;
Je dunkler ist die Wolkenschär,
Je schneller wird der Himmel klar.

○ ○ ○

Vorderhaus und Hinterhaus.

Für gewöhnlich wohnen im Vorderhause die vornehmeren Leute und im Hinterhause die Habenichtse. Denn so ist es vorderhand noch auf dieser „besten aller Welten“: Wer den größten Geldsack hat, der kann auch am schönsten und zweckmäßigsten wohnen. In der Gesellschaft jedoch, die ich euch nun erzählen will, ist es umgekehrt: der Aristokrat, der Vornehme wohnt im Hinterhause, und der Plebejer, der Gewöhnliche, hat sich dickköpfig, wie er nun einmal ist, im Vorderhause höchst behaglich eingerichtet.

Wenn ich aus dem Fenster meiner Arbeitsstube im ersten Stock hinaussehe, so wird mein Gesichtsfeld nahezu ausgefüllt durch die Krone eines Lindenbaumes. Die Straße, die an meinem Wohnhause vorüberführt, ist nämlich mit Lindenbäumen bepflanzt. Die Linde an meinem Fenster hat durch häufiges Beschneiden besonders knorrige Äste erhalten, und auf einem dieser Äste, gerade an der Stelle, wo er abgesägt ist, steht die Proletariatswohnung. Der Erbauer und glückliche Besitzer ist Jochen, der Spah. Obwohl er, je nach den Umständen, auch nichts danach fragt, anderen Leuten, zum Beispiel der Schwalbe, einfach ihre Wohnung wegzunehmen, in diesem Falle hat er's sich nicht

geringe Mühe kosten lassen, sie selber herzurichten. Auf den ersten Blick sollte man meinen, so ein kleiner Bursche käme wohl mit einer weniger geräumigen Wohnung aus. Aber Jochen denkt darüber anders. Als guter Familienvater fühlt er sich vor allem verpflichtet, für seine Nachkommen zu sorgen, und da er in der Regel auf eine zahlreiche Familie rechnen kann, so muß er eine geräumige Wohnung haben. Bauplatz ist ja reichlich vorhanden. Groß genug ist also die Wohnung, und einigermaßen sicher steht sie auch. Jedoch ihr Äußeres läßt sehr viel zu wünschen übrig. Wollte man nach dem Äußeren des Hauses auf den Charakter seines Erbauers schließen, so müßte man ohne weiteres zugeben, daß Jochen ein großer Lüderjahn sein muß. Und das trifft denn auch so ziemlich zu. Der ganze Bau ist höchst unordentlich aufgeführt; überall hängen die langen Strohhalme herunter. Die gütige Natur hat indessen ein Einsehen gehabt und hat die kiederliche Außenseite aufs freundlichste mit grünen Zweigen umgeben. Aber Jochen ist ein Schlaumeier; er denkt: Bei mir soll es nicht heißen: buten fix und binnen nix (außen fix und innen nix). Ist das Häuschen außen auch ruppig, innen ist es um so behaglicher. Hier haben der sorgsame Jochen und seine allzeit hilfberete Frau die weichsten Federn herbeigebracht, um die Wohnung so mollig und warm einzurichten, daß ihre Kinder, solange sie nackt und bloß sind, nicht zu frieren brauchen. Denn die Spazekinder kommen ebenso splitternackt in diese kalte Welt, wie die kleinen Menschekinder. Und darum ist es ein schöner Zug in Jochens Wesen, daß er zärtliche Vor Sorge trifft für seine hilflose Brut. Im übrigen, ihr kennt ihn ja, ist er ein ziemlich frecher Bursche. Breit und dreist sitzt er vor der Tür seiner Hütte und schreit unaufhörlich luternd: Gib, gib, gib! Und wenn niemand darauf hört, so nimmt er's sich, wo er's kriegen kann. Erst kürzlich hat er ein ganzes Erbsensfeld verwüßt, der Strolch! Wenn ich auch zuweilen aus meinem Fenster drohend den Finger erhebe, so kümmert er sich nicht im mindesten darum, sondern schreit nur um so lauter. Im Grunde kann ich ihm aber doch nicht böse sein. Du liebe Zeit! Woher soll er die feinen Manieren haben? Sein ganzes Leben bringt er auf der Gasse zu und muß sich schlecht

und recht durchschlagen. Und wenn es dabei häufig mehr schlecht als recht hergeht, so muß man ihm doch die schlimmen Verhältnisse zugeute halten. Ubrigens ist das Mitleid bei Jochen und Seinesgleichen wenig angebracht. Er findet schon seinen Weg, denn „er paßt in die Welt“.

Aber es wird Zeit, daß ich den Bewohner des Hinterhauses vorstelle. Hinter unserem Hause liegt ein kleiner Garten. Auf einem Rasenplatz darin steht ein pyramidenförmiger Birnbaum, der vor einigen Wochen über und über mit Blüten bedeckt war. Auf einem Zweige nahe der Spitze ist im Laub versteckt die Wohnung des Aristokraten. Stieglitz heißt er, und ihr werdet ihn ebensogut kennen wie Jochen den Spatz. Der Unterschied zwischen beiden kann kaum größer sein. Der Jochen ist notdürftig in ein unscheinbares graubraunes Gewand gehüllt, das auf der schmutzigen Straße sehr zweckmäßig sein mag, aber neben dem feinen Kleide des Herrn Stieglitz sich nicht sehen lassen kann. Schau, wie so einem eleganten Herrn die Hosen sitzen! Und der braune Frack! Und auf dem Kopf das rote Käpplein! Alles an dem Herrn Stieglitz ist glatt und nett. Und nun erst sein Haus! Das ist geradezu ein Wunderwerk der Baukunst. Die Außenwand ist mit grauen Flechten verkleidet, zwischen denen hier und da zarte Wollspindeln hervorblühen. Innen ist die überaus zierliche Wohnung mit zarten Wurzeln und Wolle sehr sauber ausgepölkert. Die Wohnung des Spatzjochens ist ein roher Kasten gegen dieses reizende Kunstwerk des Herrn Stieglitz. Als im Mai der Bau vollendet war und Frau Stieglitz zu legen begann, konnte ich's doch nicht unterlassen, hinaufzusteigen und hineinzusehen. Kann man sich etwas Zierlicheres denken als die kleinen bläulichen Eierchen mit braunroten Punkten in dem sauber gerundetem Napf? Aber ich habe mich sehr gehütet, irgend etwas zu berühren und bin schnell wieder herabgestiegen. Ich habe noch Vorkehrungen getroffen, daß Nachbars Kage dort oben keinen Einbruch verüben kann.

Dann kam eine Zeit der Ruhe. Madame Stieglitz wie Frau Spatz saßen brütend auf den Eiern. —

Heute hat sich das Bild schon wieder verändert: Im Vorder- wie im Hinterhause ist großer Familienzuwachs erschienen. Und beide Häuser sind voller Kinder. Die Eltern haben ihre liebe Not, alle die schreienden Schnäbel zu befriedigen. Jochen hat's bequem: er fliegt von seiner Villa hinunter auf die Straße, sucht

zwischen den Korbäpfeln die schönsten Haferskörner und stopft sie seinen Kindern in den Schnabel. Aber dem vornehmen Herrn Stieglitz im braunen Frack graut's vor solcher Artung. Er fliegt ins Feld und sucht zarte Insekten und Sämereien für seine aristokratische Brut. Das muß ich jedoch gerechterweise anerkennen: In rührender Fürsorge für Weib und Kind läßt Jochen sich von keinem noch so gewickelten Aristokraten übertreffen. Und leicht hat er's wahrlich auch nicht: Sechs junge Jochen liegen im Nest und schreien vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang. Sie sind schon ziemlich groß und werden demnächst das elterliche Haus verlassen. Aber Jochen ist unermüdlich; er wird, wie auch sein Nachbar im Hinterhause, zu einer zweiten Brut rüsten. Jürgen Brand.

o o o

Tod in Aehren.

Von Detlev v. Ellencron.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense sirt im Aehrenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden.

o o o

Das Leben auf einer einsamen Insel.

Inmitten des Südatlantischen Ozeans liegt die Inselgruppe Tristan da Cunha. Einsam erheben sich die drei Inseln, die sie bilden, aus den Fluten. Hunderte von Seemeilen entfernt von ihnen liegt im Osten das afrikanische und im Westen das südamerikanische Festland. Nach Norden erstreckt sich die sie umgebende ungeheure Wasserwüste schier ohne Grenzen, und im Süden setzt ihr erst das Festland des Südpols Schranken. Die Inselgruppe trägt den Namen der Hauptinsel, die im Jahre 1506 von dem portugiesischen Seefahrer Tristan da Cunha entdeckt wurde. Das war zu der Zeit, da die Portugiesen die Beherrscher des Seewegs nach Ostindien und die Herren der afri-

kanischen Küste und der Küsten des Indischen Ozeans waren. Nachdem die Briten Ostindien erobert hatten und als sie Australien zu besiedeln begannen, hielten sie ihre Flagge auf Tristan da Cunha. Denn diese Insel bildet einen günstigen Haltepunkt für die Ostindien- und Australiensfahrer. Die Inselgruppe ist vulkanischen Ursprungs und gebirgig. Als sie von den Portugiesen entdeckt wurde, war sie unbewohnt. Da aber das Klima der Entwicklung des Pflanzen- und Tierlebens günstig ist, so siedelten sich auf der Hauptinsel Menschen an, und bauten dort Gemüse und zogen Vieh. Diese setzten sie dann an die vorüberfahrenden Schiffe ab. Besonders früher, da man die schnellfahrenden Dampfschiffe noch nicht kannte und die Segelschiffe oft monatelang auf dem Meere unterwegs waren, freuten sich die Seefahrer, wenn sie die endlose Fahrt unterbrechen und an einer Insel vor Anker gehen konnten, die ihnen frisches Wasser, Gemüse und Fleisch bot. So wird die Insel Tristan da Cunha denn auch „Erfrischungsinself“ genannt. Heute leben auf der etwas über 100 Quadratkilometer großen Insel an die 70 Menschen. Neben Viehzucht und Gemüsebau betreiben sie Jagd auf Robben, an denen die Inselgruppe wie auch an Seevögeln reich ist. Südwestlich der Hauptinsel liegen die beiden kleineren unbewohnten Felseninseln Nachtigall und Inaccessibile Island, das heißt die Unnahbare Insel. Unnahbar wird die letztere aber genannt, weil die sie ewig umtobende Brandung eine Landung auch nur mit einem Boot zu einem gefährlichen Unternehmen macht.

Im Jahre 1872 sandte England das Schiff Challenger, das ist der Herausforderer, zur Erforschung der Weltmeere, aus. Das Schiff hatte die Tiefe der Meere zu messen, die Beschaffenheit des Meeresbodens zu ergründen und die Pflanzen- und Tierwelt des Ozeans zu erforschen. In einer vierjährigen Fahrt durch die Weltmeere hat die Besatzung des Schiffes ihre Aufgabe in glänzender Weise erfüllt und dadurch Großes zur Kenntnis eines bis dahin fast unbekanntes Gebietes beigetragen. Auf der Fahrt von Brasilien nach dem Kap der Guten Hoffnung kam der Challenger auch nach Tristan da Cunha. Hier erfuhr die Besatzung, daß auf der Unnahbaren Insel einsam zwei Deutsche lebten, die sich dort niedergelassen hatten, um Seehunde zu fangen. Da man aber in der letzten Zeit nichts mehr von den beiden, die Brüder waren, gehört hatte, so nahmen die Bewohner Tristan da Cunhas an, daß sie umgekommen

seien. Um sich über das Schicksal der beiden Deutschen zu vergewissern, dampfte der Challenger noch in der Nacht nach der Unnahbaren Insel. Als man sich am Morgen der Insel näherte, konnte man keiner Bewohner gewahr werden. Doch als man dann ein Boot ans Land schickte, wurden die beiden Einwohner in der Nähe einer kleinen Grasshütte entdeckt. Sie kamen gern mit an Bord, und hier erzählte der ältere der beiden Brüder, Friedrich Stoltenhoff, die unten folgende Geschichte. Die beiden Brüder entschlossen sich nunmehr, ihre einsame Insel zu verlassen und mit dem Challenger nach dem Kap der Guten Hoffnung zu fahren. Die Geschichte ihres Aufenthalts auf der Unnahbaren Insel ist nicht reich an Abenteuern, wie sie die Robinsongeschichten gewöhnlich zu enthalten pflegen, aber sie gewinnt durch ihre schlichte Wahrheit.

„Ich bin im Jahre 1846 von deutschen Eltern in Moskau geboren, wo mein Vater Färber war, und war bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges in einem Kaufmannshause zu Nachen beschäftigt. Wie andere wurde ich von der Regierung zur Armee eingezogen. Nach Beendigung des Feldzugs wurde ich entlassen und lehrte nach meiner Heimat zurück.

Im Juni 1871 kam mein jüngerer Bruder Gustav von Tristan da Cunha zurück, wo er mit der Mannschaft eines Schiffes aus St. John's (Neufundland) gelandet war, das etwa 300 Seemeilen nordwestlich von der Insel durch Feuer zerstört worden. Die Mannschaft wurde später von der Insel nach Aken gebracht, von wo Gustav, der auf einem englischen Dampfer Dienste genommen hatte, nach Deutschland zurückgekehrt war.

Die Erzählungen meines Bruders über das Leben auf Tristan und seine Absicht, dorthin zurückzukehren, veranlaßten auch mich zu dem Entschlusse, nach jener Insel auszuwandern, nicht aber, um mich dort anzusiedeln und zu bleiben, sondern nur um eine bestimmte Summe Geldes mit Robbenfang und Tauschhandel zu erwerben. Mit diesem Plane segelten wir nach den nötigen Vorbereitungen im August 1871 mit einem englischen Dampfer von Southampton nach St. Helena ab, das wir im folgenden Monate erreichten und am 6. November mit dem amerikanischen Walfischfänger „Java“, der auf eine Fahrt nach dem Südatlantischen Ozean ausging, wieder verließen. Wir befanden uns als Passagiere an Bord und wollten auf Tristan ans Land gesetzt werden. Auf der

Reise erzählte der Kapitän uns manches von den Ansiedlern auf der Insel und, wie wir voraussichtlich von ihnen empfangen werden würden. Sein Bericht stand aber in geradem Widerspruch zu der Beschreibung, die mein Bruder mir von dem Orte und seinen Bewohnern gemacht hatte, allerdings nach dem, was er während seines nur achtzehntägigen Aufenthaltes gesehen. Dagegen beschrieb der Kapitän uns die Insel Inaccessible als sehr fruchtbaren Ort, der ebenso wie die nächste Insel, Nachtigall, vielen Robben und Seelöwen zum Aufenthalt diene. Er wisse das, wie er sagte, weil er mehrere Male die Insel besucht und bei der Landung dort auch Ziegen und Schweine angetroffen habe. Infolgedessen beschloßen mein Bruder und ich, unser Glück auf dieser Insel zu versuchen, wo wir denn auch am 27. November 1871 von den Booten des Walfischfängers gelandet wurden. Wir nahmen ein altes Walfischfängerboot, das wir in St. Helena gekauft hatten, nebst Mast, Segeln und Rudern mit uns, 200 Pfund Reis, 200 Pfund Mehl, 100 Pfund Schiffszwieback, 20 Pfund Kaffee, 10 Pfund Tee, 30 Pfund Zucker, ein Faß grobes Salz, das uns späterhin fortgespült wurde, 30 Pfund Steinsalz, etwas Pfeffer, 8 Pfund Taback, 14 leere Tonnen zur Aufbewahrung des Oils, 5 Flaschen holländischen Genevree, 6 Flaschen Kapwein, 6 Flaschen Gijig und als einziges Arzneimittel etwas Bittersalz. Sodann hatten wir jeder 2 wollene Decken, Stiefeln und Schuhe und unsere gewöhnlichen Kleidungsstücke. Der Kapitän des Walfischfängers verkaufte uns dann noch eine Laterne und eine Flasche Öl; Lichte besaßen wir nicht, doch hatten wir, um Feuer zu machen, sechs Duzend Schachteln Schwefelhölzer. Außerdem hatten wir uns mit einer Schiefkarre versehen, zwei Spaten, einer Schaufel, zwei Picken, Kessel, Bratpfanne, zwei Schmortigeln und Eßgeräten. An Waffen und Munition besaßen wir einen kurzen gezogenen Vorderlader, eine alte deutsche Vogelflinte, zwei und ein halbes Pfund Pulver — vom Steuermann des Schiffes bekamen wir noch ein Pfund Sprengpulver — 200 Kugeln und soviel Blei, daß wir noch weitere hundert gießen konnten, vier Scheidemeßer, wie sie die Seeleute tragen. Ferner hatten wir eine Säge, einige Nägel, Hammer, zwei Hartmeißel, etwas Segelgarn, zwei oder drei Bohrer, eine Tür, drei Dachsparren, ein Fenster mit Scheiben und zwei eiserne Cimer. Unsere Kleidungsstücke verwahrten wir in Kisten, wir hatten aber auch Überzüge mitgenommen, die wir in

kurzer Zeit mit Vogelfedern gefüllt hatten und zu guten Betten umgestalteten. Am 27. November kamen wir, wie schon erwähnt, auf der Westseite der Insel ans Land, und eine Viertelstunde später segelte der Walfischfänger weiter, nachdem er uns vorher noch einige Kartoffeln zur Aussaat gegeben hatte. Samen fast aller gewöhnlichen Gartengemüse hatten wir selbst mitgebracht, ebenso auch eine Hündin mit drei Jungen.

Mein Bruder machte sich sofort auf den Weg und erlomm mit Hilfe des Tuffockgrases* den Abhang des Felsens, um oben auf der Insel nach Ziegen und Schweinen zu suchen. Es gelang ihm aber nicht, ein Tier zu schießen, und da er sehr ermüdet war, kehrte er erst am folgenden Tage zurück, um mir beim Bau einer Hütte zu helfen. Unser Boot lag auf dem Strande, wohin die Mannschaft des Walfischfängers es für uns gebracht hatte. Nachdem wir uns dann einen Tag ausgeruht, gingen wir zusammen auf die Jagd und hatten das Glück, ein Schwein zu erlegen. Ziegen sahen wir ebenfalls, doch konnten wir uns ihnen nicht nähern. Am vierten Tage nach unserer Landung empfingen wir den Besuch von 16 Männern, die in zwei Booten von Tristan da Cunha herüber gekommen waren und mit zwei anderen, die zurückgeblieben waren, die ganze männliche Bevölkerung jener Insel bildeten. Sie hatten sich, da die Robbenfangzeit begonnen, ihrer jährlichen Besuche auf der Insel zu machen, und dies um so mehr, als sie von dem Kapitän des Walfischfängers „Java“ gehört hatten, daß wir im Besitze von Briesen und vier Kisten seien, die von St. Helena nach Tristan da Cunha bestimmt waren. Die „Java“ war nämlich, nachdem sie uns verlassen, an der Küste jener Insel von Windstille befallen worden. Während der Nacht war ein Boot vom Land gekommen und hatte Lebensmittel angeboten, der Kapitän habe aber, wie die Leute erzählten, nicht handeln wollen, weil er erst vor so kurzer Zeit den Hafen verlassen hatte.

Es war unsere Absicht gewesen, sobald unsere Vorräte unter Dach gebracht waren, den ersten südlichen Wind zu benutzen, um nach Tristan zu fahren und die vier Kisten,

* Eine Grasart, deren Stengel 1½ bis 2 Meter hoch werden. Die Pflanze erscheint aber noch höher, da die Wurzeln ein dicht verschlungenes Polster auf dem Boden bilden, das häufig die gleiche Höhe wie die Stengel erreicht. Dieses Gras dient als Viehfutter.

die Briefe und Bestellungen zu überbringen, die uns von in St. Helena lebenden Verwandten der Inselbewohner aufgetragen waren. Das war nun nicht mehr nötig. Die beiden Boote hatten im Norden unserer Insel angelegt, doch fuhren sie nach unserer Seite herum, um mit uns zusammenzutreffen. Die Männer verweilten übrigens, da es schon spät am Nachmittag war, nur etwa eine Stunde, waren während dieser Zeit aber sehr freundlich und zuvorkommend gegen uns, boten uns Hilfe an und lehrten uns Hütten aus dem Tuffodgrass bauen. Am nächsten Tage bekamen wir wieder Besuch von einem Duzend Ansiedler von Tristan; diesmal kamen sie aber, da sie nach Biegen gesucht hatten, über Land zu uns. Sie halfen uns beim Bau einer kleinen Hütte, mochten uns darauf aufmerksam, daß wir uns eine schlechte Lage ausgesucht hätten, und rieten uns, unsere Wohnstätte nach der Nordseite der Insel zu verlegen. Während der nächsten paar Wochen konnte des stürmischen Wetters wegen keine Verbindung zwischen den beiden Seiten der Insel unterhalten werden, alsdann aber begaben mein Bruder und ich uns über den Hügel nach der Nordseite der Insel. Dort zeigte einer der Männer aus Tristan uns einen den Abhang hinabführenden Weg sowie eine geeignete Stelle, wo wir in Zukunft unsere Wohnstätte aufschlagen sollten. Am nächsten Tage lehrten wir nach unserer alten Behausung zurück. Bis dahin hatten die Bewohner von Tristan geglaubt, daß wir mit ihnen zu ihrer Insel kommen würden, und hatten sich uns gegenüber auf das freundschaftlichste benommen; sie waren uns auch während ihres zehntägigen Aufenthalts behilflich gewesen, unsere Vorräte mittels ihrer Boote nach der Nordseite zu schaffen, wo wir zwei Tage mit ihnen zusammen verweilten. Nach neun oder zehn Tagen verließen uns die Leute, die diesmal nur eine Robbe gefangen hatten, um nach Tristan zurückzukehren, und da ich gern eine Kuh, ein Kalb und einen jungen Stier zu erwerben wünschte, so traf ich ein entsprechendes Abkommen mit Green, dem Oberhaupt Tristans, der mir die Tiere, wenn möglich, bis Weihnachten zu bringen versprach. (Gorts. folgt.)

o o o

Vom kleinen Jusseff.

Der kleine Jusseff hockte in der Dämmerung in der Ecke am Herd seiner Mutter Anuschka. Dort war sein Platz. Ob ihm auch die glühende

Asche ins Gesicht stob, wenn Mutter das Feuer schürte, oder ihn gar ein Spritzer aus dem Kochtopf auf die Nase traf, er wußte keinen schöneren. Manchmal hatte Mutter Anuschka ein Apfelschen für Jusseff. Das briet er sich schnell, ehe Vater und die größeren Brüder heimkamen. Denn dann rührte er sich nicht und blieb stumm. Die Großen, im Gefühl ihrer erwachenden Manneskraft, ließen keine Gelegenheit vorüber, den „feigen Schwächling“ ihre Überlegenheit und Verachtung fühlen zu lassen.

Bis sie kamen, gehörte die Mutter dem kleinen Jusseff allein. Er hatte es eilig, ihr seine Schmerzen und die kindlichen Gedanken seines blonden Krauskopfs mitzuteilen, und sie weinte mit ihm, aber sie wußte ihm keine Hilfe. Hatten seine Brüder nicht auch schon in dem Alter morgens barfuß über die Stoppeln laufen müssen, um dem Vater das Frühstück, gekochte Kartoffeln mit Rotebeet zu bringen? Aber früher hatte doch der Gendarm nie verlangt, daß die Kinder auch im Winter zur Schule gingen. Nein, wenn die Wege gut waren und es gerade mal keine Arbeit gab, dann durften sie zur Schule. Der Lehrer fand es nett, daß sie kamen, und empfing sie nicht allemal mit einer Tracht Prügel, wie dieser neue Lehrer, der Unmensch!

Mutter Anuschka sandte ihm aus Herzensgrund tausend Verwünschungen zu, während sie mit Hühnerfett und Muttertränen die dicken Striemen kahlte, die ihr Nesthäkchen nicht ordentlich sitzen ließen, und die er sich doch täglich aus der Schule holte. Jusseff winnerte und erzählte der Mutter, der dumme Lehrer verstehe kein Wort polnisch. Da Jusseff aber kein Deutsch verstand und zu Hause schleunigst vergaß, was er in der Schule mühevoll gelernt, so blieb der Stock das einzige Verständigungsmittel. Zudem kam Jusseff auch ja regelmäßig zu spät in die Schule! So weinte er sein kleines Herz bei der Mutter aus.

Traten die Brüder ein, die mit dem Vater bereits in Feld und Scheune arbeiteten, so verstummte er. Nur große Tränen rollten über seine blassen Wangen, während er mit steifen Händen den Bast von den blutigen Zehen zerzte, die von dem Laufen über die kalten scharfen Stoppeln zerstoehen waren. Mit ungefederten Fingern suchte er die Dornen auszu ziehen, die sich tödtlich in seine entzündeten Hacken eingehohrt hatten.

Mutter Anuschka aber setzte schleunigst die Abendmahlzeit auf den Tisch, das Hauptessen des Tages, Klunkerchen, bohnen große Klumpchen aus geriebenen Kartoffeln mit einer kleinen

Handvoll Mehl hergestellt. Sie wurden in Salzwasser gelocht und, sobald der Topf auf dem Tisch stand, goß Mutter Anuschka vor aller Augen Milch, richtige Milch, hinein. Dazu gab's eigegebakenes Schwarzbrot und für den Vater Schnaps. Satten die Söhne tagsüber macker mit zugegriffen, so belamen sie auch ein Gläschen.

Alle äßen mit Eifer und Ausdauer. Nur Jusseff nicht. Ungern hatte er seine Gede verlassen und nach dem zweiten oder dritten Löffel aus der gemeinsamen Schüssel nickte er ein. Der große Vater mit dem prachtvollen lockigen Haar und Bart erhob sich dann und trug mit zarter Sorgfalt, die bei dem Hünen rührend wirkte, seinen Liebling zurück in die warme Gede am Herd.

Nach dem Essen wurden die Kartoffeln zum nächsten Tag gemeinsam geschält, denn Kartoffeln war der Hauptbestandteil jeder Mahlzeit. Dann suchten alle ihr Nachtlager auf. Die Eltern schliefen im Bett in der Stube. Die Söhne, auch Jusseff, mußten einige Schritte über den Hof gehen und die Leiter auf dem Heuboden hinaufsteigen. Jusseff hütete sich aufzuwachen und ließ sich gern hinaustragen.

Oben war ein großes buntes Leinentuch auf dem Heu ausgebreitet. Die drei schmiegteten sich unter das dicke Federnbett und schliefen, bis morgens um vier Uhr der Vater die Großen wieder zur Arbeit rief. Jusseff ging dann auch gleich mit herunter und schlüpfte noch zur Mutter ins Bett. Hier lag er, bis er mit dem Frühstück loslaufen mußte. Ja, so ging's dem armen Jusseff alle Tage.

Gisa Wierzbicht.

o o o

Das Unkraut.*

Von Karl Ewald.

Es war ein gesegnetes, ein fruchtbares Jahr. Regen und Sonnenschein wechselten gerade so ab, wie es für das Getreide am besten war. Sobald der Bauer fand, nun werde es etwas zu trocken, da regnete es sicher am nächsten Tage. Und meinte er, nun habe es genug geregnet, dann teilten sich ganz sicher die Wolken, und die Sonne schien — es war geradezu, als kommandierte der Bauer das Wetter.

Kein Wunder also, daß der Bauer guter Laune war und nicht jammerte, wie das sonst seine Art. Munter und guter Dinge schritt er mit seinen Jungen das Feld ab. „Diesmal kriegen

wir eine Prachternte,“ sagte er. „Ich bekomme meine Scheunen strotzend voll und verdiene viel Geld. Ich verspreche euch, ihr bekommt neue Hosen und dürft mit auf den Jahrmarkt gehen.“

Wie der Bauer seine Felder abschritt, rief der Roggen: „Wenn du mich nun nicht bald schlägft, Bauer, dann leg' ich mich nieder,“ und er neigte seine vollen Ähren bis zur Erde hinab.

Der Bauer hörte nun zwar nicht, was der Roggen sagte, er konnte ihm aber ansehen, was er dachte, und deshalb ging er nach Hause und holte seine Sense.

„Es ist wirklich hübsch, im Dienste der Menschen zu stehen,“ sagte der Roggen. „Ich bin doch immer sicher, daß meine Körner untergebracht werden. Die meisten kommen in die Mühle. Das ist ja nun freilich nicht gerade behaglich, dann aber wird man herrliches, frisches Brot, und der Ehre wegen kann man schon einige Leiden auf sich nehmen. Den Rest bewahrt der Bauer auf und sät ihn das nächste Jahr wieder aus.“

Neben dem Acker, den Rain und den Grabenrand entlang, stand das Unkraut. Distel und Klette, Mohn, Glockenblume und Löwenzahn gediehen da in dichten Haufen, und alle hatten sie die Köpfe voller Samen. Auch für sie war es ein fruchtbares Jahr gewesen, denn die Sonne scheint und der Regen fällt ebenso für das arme Unkraut wie für das reiche Korn.

„Uns mäht niemand, und niemand fährt uns in die Scheune,“ sagte der Löwenzahn und schüttelte seinen Kopf, aber ganz vorsichtig, damit der Samen nicht vor der Zeit ausfiele. „Was soll doch aus allen unseren Kindern werden?“

„Ich bekomme Kopfschmerzen, wenn ich daran denke,“ sagte der Mohn. „Da stehe ich nun und habe zu Hunderten Samenterner im Kopf und weiß nicht, wohin ich sie legen soll.“

„Fragen wir doch einmal den Roggen um Rat,“ meinte die Klette. Und dann fragten sie den Roggen, was sie tun sollten.

„Wenn man seine Angelegenheiten in Ordnung hat,“ antwortete der Roggen, „soll man sich nicht in anderer Leute Sachen mischen. Ich rate euch nur das eine: paßt auf, daß ihr euren dummen Samen nicht auf den Acker werft; sonst bekommt ihr es mit mir zu tun.“ Dieser Rat konnte nun natürlich dem Unkraut nichts nützen, und sie dachten den lieben langen Tag darüber nach, was sie anfangen sollten. Als die Sonne unterging, schlossen sie ihre Blätter, um zu schlafen; die ganze Nacht aber

* Aus „Der Storch und andere Märchen“. Dresden, Verlag von Raben & Co.

träumten sie von ihrem Samen, und am nächsten Morgen hatten sie Rat gefunden.

Der Mohn erwachte zuerst.

Vorsichtig öffnete er oben in seinem Kopf einige Klappen, damit die Sonne direkt auf den Samen scheinen konnte. Dann rief er den Morgenwind, der spielend den Rain entlang lief. „Lieber Wind,“ sagte er freundlich. „Willst du mir einen Dienst erweisen?“

„Gern,“ antwortete der Wind. „Ich möchte ganz gern irgend etwas unternehmen.“

„Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit,“ fuhr der Mohn fort. „Schütte nur, bitte, meinen Stiel recht ordentlich, damit mein Same aus den Klappen herausfällt.“

„Machen wir!“ rief der Wind. Und der Same flog nach allen Himmelsrichtungen. Der Stiel brach zwar dabei, daran lehrte sich aber der Mohn nicht weiter. Wenn man seine Kinder gut versorgt hat, hat man ja eigentlich hier auf Erden nichts mehr zu tun.

„Leb wohl,“ sagte der Wind und eilte weiter.

„Warte noch einen Augenblick,“ rief ihm der Mohn nach. „Versprich mir noch, daß du es den anderen nicht verraten wirst. Sonst könnten die auf dieselbe Idee verfallen, und dann bekäme mein Same nicht genügend Platz.“

„Ich bin stumm wie das Grab,“ antwortete der Wind und lief weiter. Da rief ihm aber die Glockenblume nach: „Pst, pst. Hast du Zeit, mir einen ganz kleinen Dienst zu erweisen?“

„Meinetwegen!“ antwortete der Wind. „Was ist denn los?“

„Ach, ich wollte dich nur bitten, mich ein bißchen zu schütteln,“ sagte die Glockenblume.

„Ich habe in meinem Kopfe einige Klappen geöffnet und möchte gern meinen Samen recht weit in die Welt hinausgetragen haben. Du darfst aber den anderen nichts davon erzählen, sonst kommen sie auf denselben Gedanken.“

„Gott bewahre!“ antwortete der Wind und lachte. „Ich werde schon den Mund halten.“

Und dann schüttelte er die Blume ordentlich und eilte weiter.

„Lieber Wind, lieber Wind!“ rief da der Löwenzahn. „Wohin willst du denn so eilig?“

„Hast du auch etwas auf dem Herzen?“ fragte der Wind.

„Ganz und gar nicht,“ antwortete der Löwenzahn. „Ich wollte nur ein paar Worte mit dir sprechen.“

„Dann beeile dich, bitte,“ rief der Wind. „Ich möchte mich nun legen.“

„Siehst du,“ sagte der Löwenzahn, „heuer fällt es uns recht schwer, den vielen Samen

unterzubringen, und man möchte doch gern für seine Familie ordentlich sorgen. Wie die Glockenblume, der Mohn und die arme Klette sich einrichten wollen, weiß ich nicht. Die Distel aber und ich, wir haben zusammen beraten, und jetzt haben wir einen Ausweg gefunden. Du sollst uns helfen.“

„Das wären also vier im ganzen, denen ich helfen soll,“ dachte der Wind und konnte nicht mehr an sich halten; er lachte ganz laut.

„Vorüber lachst du denn?“ fragte der Löwenzahn. „Ich habe vorher wohl bemerkt, daß du mit der Glockenblume und dem Mohn getuschelt hast; wenn du ihnen aber etwas erzählst, so erfährt du von uns nichts.“

„Gott bewahre!“ sagte der Wind. „Ich bin stumm wie ein Fisch. Nun also, was willst du von mir?“

„Wir haben oben an unseren Samen kleine, feine Schirme angebracht. Ich sage dir, es ist das niedrigste Spielzeug, das du dir denken kannst. Wenn du mich nun nur ein ganz klein wenig anbläst, dann fliegen sie in die Höhe und fallen da nieder, wo es dir gefällt. Willst du?“

„Jawohl!“ sagte der Wind.

Und rutsch! fuhr er über Distel und Löwenzahn hin und nahm all ihren Samen mit sich auf den Acker hinüber. —

Die Klette stand noch in tiefe Gedanken versunken da. Sie war etwas schwerfällig, und daher dauerte alles bei ihr lange.

Am Abend aber kam ein Hase über den Rain gesprungen und rief ihr zu: „Verbirg mich! Kette mich. Der Karo des Bauern ist hinter mir her.“

„Komm nur,“ sagte die Klette. „Ich will dich schon verstecken.“

„Du siehst mir zwar nicht danach aus, als ob du das könntest,“ sagte der Hase. „In der Not hilft man sich aber, so gut man kann.“ Und dann verkroch er sich hinter dem Feldrain.

„Zum Dank für meine Dienste könntest du einen Teil von meinem Samen mit auf den Acker hinübernehmen,“ sagte die Klette, brach einige von ihren vielen Köpfen ab und setzte sie dem Hasen in den Pelz.

Kurze Zeit darauf kam Karo angetrabt.

„Da ist der Hund!“ flüsterte die Klette, und da war der Hase mit einem Satz über den Rain hinweg und in den Roggen hinein.

„Hast du den Hasen nicht gesehen?“ fragte Karo. „Ich fühle es, ich bin für die Jagd etwas zu alt geworden. Auf dem einen Auge bin ich ganz blind, und meine Nase kann die Spur nicht mehr finden.“

„Gesehen habe ich ihn,“ antwortete die Klette, „und wenn du mir eine Gefälligkeit erweisen willst, werde ich dir zeigen, wo er ist.“

Karo ging natürlich darauf ein, und da hestete ihm die Klette einige von ihren Köpfen an den Rücken und sagte: „Nun reib dich einmal dort an dem Zaun und Sorge dafür, daß mein Same auf den Acker fällt. Nach dem Hasen aber brauchst du auf dem Roggenfelde gar nicht erst zu suchen. Den habe ich eben erst in den Wald hineinlaufen sehen.“

Da legte Karo die Kletten auf dem Roggenfelde ab und trabte dann dem Walde zu.

„Ich habe nun also meinen Samen untergebracht,“ sagte die Klette vergnügt schmunzelnd. „Wer weiß aber, wie es der Distel, dem Löwenzahn, der Glockenblume und dem Mohn gehen wird.“

Im nächsten Frühjahr, als der Roggen schon hoch aufgeschossen war, meinten die Roggenhalme: „Uns geht es doch wirklich gut. Wir stehen nun hier in großer Gesellschaft, sind ganz unter uns und werden von Fremden nicht belästigt. Und keines von uns kommt dem andern zu nahe. Es ist doch wirklich hübsch, im Dienste des Menschen zu stehen.“

Eines schönen Tages aber steckte eine Masse von kleinen Mohnblumen, Disteln, Löwenzähnen, Kletten und Glockenblumen inmitten der vornehmen Roggen-Gesellschaft ihre Köpfe aus der Erde heraus.

„Was ist denn das?“ rief der Roggen. „Woher in aller Welt kommt denn ihr?“

Und die Mohnblume sah die Glockenblume an und fragte: „Wie kommst denn du hierher?“

Und die Distel sah die Klette an und fragte: „Wie in aller Welt bist denn du hierher gekommen?“

Eines war so erstaunt wie das andere, und es dauerte einige Zeit, bis alle Aufklärung erhalten hatten. Der Roggen aber war am weitendsten von allen, und als er die ganze Geschichte von Karo, dem Hasen und dem Winde gehört hatte, war er ganz verzweifelt. „Gottseidank,“ rief er, „daß der Bauer letzten Herbst den Hasen erschossen hat. Und Karo, der elende alte Kerl, ist auch tot. Vor denen sind wir also jetzt sicher. Wie konnte der Wind es aber wagen, Unkrautsamen auf das Feld unseres Bauern zu tragen?“

„Nur nicht so hitzig, du grüner Roggen!“ sagte da der Wind, der am Rain gelegen und alles angehört hatte. „Ich frage niemand um Erlaubnis, wenn ich etwas tun will. Ich tue was ich will, und jetzt werde ich dich zwingen,

daß du dich vor mir verneigst.“ Und da fuhr er über den jungen Roggen hin, daß die dünnen Halme hin und her schwankten.

„Siehst du wohl!“ sagte er dann. „Der Bauer sorgt für seinen Roggen, das ist sein Geschäft. Der Regen aber, die Sonne und ich — wir nehmen uns eurer alle zusammen an, ohne Ansehen der Person. In unseren Augen ist das arme Unkraut ebenso schön wie das reiche, vornehme Korn.“

Nun kam der Bauer aufs Feld hinaus, um sich seinen Roggen anzusehen, und als er des Unkrauts ansichtig wurde, das auf dem Felde stand, da trachte er sich ärgerlich hinterm Ohr und fing an zu schimpfen.

„Das ist dieser elende Wicht, der Wind gewesen,“ sagte er zu seinen Jungen, die neben ihm standen, die Hände in den Taschen ihrer neuen Hosen.

Da kam aber der Wind daher und wehte allen dreien die Mützen vom Kopfe und rollte sie den Weg entlang weit hinaus. Der Bauer und seine beiden Jungen liefen hinter ihnen drein; der Wind war aber schneller. Schließlich rollte er die Mützen in den Dorsteich hinein, und der Bauer und seine Jungen hatten lange zu tun, bis es ihnen gelang, ihre Mützen wieder aus dem Teiche herauszufischen.

o o o

Königskerze.

Von Johannes Trojan.

Königskerz auf der Heide
Geht in blaßgrüner Seide,
Recht die Arme zum Himmel auf,
Trägt einen Leuchter mit Lichtern darauf.

In der Nacht, in der Sommernacht,
Leuchtet hell ihrer Kerzen Pracht;
Dann halten in dem goldnen Schein
Die Elfen ihren Ringelreihn.
Wer hat's gesehn? Zwei Wanderskleut
Berichten darüber hoch erfreut,
Ein Käfer und eine Grille;
Die kamen spät des Nachts daher,
Sahen den Tanz und staunten sehr
Und hielten sich mäuschenstill.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Reifin (Bundel), Wilhelmshöhe,
West Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag S. S. W. Dieb Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.